

Die Gleichheit

Zeitschrift für die Frauen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Mit den Beilagen: Für unsere Kinder. — Die Frau und ihr Haus

Die Gleichheit erscheint w o c h e n t l i c h
Preis: Vier. elfährlich 3,00 Mark
In'erate: Die 5 seipaltene Nonpareillezelle 1,50 Mark,
bei Wiederholungen Rabatt

Berlin
18. Dezember 1920

Zuschreiben und zu empfangen an die
Redaktion der Gleichheit, Berlin SW 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Amt Worpswaller 147 49
Erschließung: Berlin SW 68, Lindenstraße 1



Die Zeit ist nah

Von Klara Müller-Jahnke

Ein Gloria singend geht die Winternacht
Durch Schneegefilde; keines Sternbilds Pracht
Schaut aus den Schwarzverhüllten Himmel nieder. —
Durch eisberiefte Fenster aber bricht
Ins Straßendunkel eine Flut von Licht
Und eine Woge kindhaft süßer Lieder.

In Bethlems Tälern nicht, — nicht weltenfern
Und himmelhoch glänzt heut der Weihnacht Stern,
Nach dessen Strahl die Brust sich lehndend weitet:
Die Zeit ist nah, wo licht und hüllenlos,
Wo neugeboren aus der Menschheit Schoß
Die Liebe durch des Elenjs Nächte schreitet.

Die Zeit ist nah, wo jede Klage schweigt,
Wo jedem Flehn ein menschlich Herz sich neigt,
Das Bruder heißt den Irrenden und Armen, —
Wo sich der Keim aus brauner Scholle drängt
Und Licht und Wärme als sein Recht empfängt
Und nicht als Bettelgabe — aus Erbarmen!

Die Zeit ist nah: schon blüht ein bleiches Rot
Im Osten auf, — schon zuckt in heißer Not
Ein letztes Wehe durch der Menschheit Glieder;
Sie ruft und ringt — der Dämmerung Schleier fällt:
Erlösungsfreudig steigt zur dunklen Welt
Das Himmeiskind, die goldne Liebe, nieder.

Genossinnen!

Partei Vorstand und Particiausschuß haben den Beschluß gefaßt, die „Gleichheit“ vom 1. Januar 1921 ab zweimal monatlich erscheinen zu lassen. „Für unsere Kinder“ und „Die Frau und ihr Haus“ werden abwechselnd beigelegt werden, so daß wieder jede Nummer, wie früher, eine Beilage hat. Der Preis wird 90 Pf. im Monat betragen.

Genossinnen! Unserer Frauenkonferenz in Kassel lagen verschiedene Anträge vor, in denen von den betreffenden Bezirken der Wunsch ausgesprochen wurde, den weiblichen Mitgliedern unser Blatt obligatorisch liefern zu können. Obwohl nun der bisherige Preis für eine Wochenschrift gewiß billig war, so war er doch für die obligatorische Lieferung zu teuer. Andererseits waren bei den jetzigen Papier- und Herstellungskosten so große Zuschüsse der Gesamtpartei erforderlich, daß bei der bisherigen Erscheinungsart eine Erhöhung des Abonnementspreises unvermeidlich gewesen wäre. Das hätte aber einen Rückgang der Leserinnen zur Folge gehabt, da jede Frau in dieser Zeit gezwungen ist, die persönlichen Ausgaben auf das äußerste zu beschränken.

Durch die getroffene Neuregelung hoffen wir, unserm Blatt die Verbreitung zu sichern, die es im Interesse unserer Partei und der politischen Aufklärung der Frauen haben muß. Wenn alle Genossinnen ihre Pflicht tun, kann es nicht schwer sein, neue Leserinnen der „Gleichheit“ und damit neue Kämpferinnen für den Sozialismus zu gewinnen. Und nun aus Wert!

Redaktion der „Gleichheit“.

Weihnachten

Das Wort „Weihnacht“ hat einen gar bitteren Klang für die arbeitende und schaffende Menschheit bekommen. Liebe, Frohsinn, Freude, Ausruhen, Stillesein, glückliches Genießen, alle Begriffe, die mit diesem Fest zusammenhängen, sind verflungene Akkorde. „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“, so verkündeten nach der frommen Legende die Engel vom Himmel den Menschen die Geburt des Heilandes vor neunzehnhunderteinundzwanzig Jahren. Schrickt nicht ein Hohlnachen durch den Weltenraum? Friede! Land unserer Sehnsucht, in dem allein die Menschenliebe und alles Gute gedeihen kann, du bist versunken in der Flut des Leidens und Hasses, der brutalen Selbstsucht, welche uns der letzte Krieg gebracht hat. Und heute schwingen Not und Sorge ihre Gorgeln in jeder Stube, wo Menschen wohnen, die von dem Ertrag ihrer Arbeit leben sollen.

Ein unaußhaltbares Versinken droht. Der Staat ist so arm, daß er die notwendigsten Anforderungen, welche seine Arbeiter und Beamte an ihn stellen, nicht mehr erfüllen kann. Um die äußeren Lasten, welche als Folgen des Krieges auf unserem Lande ruhen, abzutragen, müssen die Opfer des blutigen Wahnsinns und die Opfer der Arbeit als Rentenempfänger des Staates hungern. Und das schlimmste von allem ist, daß Deutschland nicht einmal die Kraft findet, die Quellen seines Bestehens, seiner einzigen Entwicklungsmög-

lichkeit, seiner eigenen Zukunft: die Kinder, zu schützen. Die Regierung fordert im Reichsetat wohl die Mittel für den Bau eines Kreuzers — und bezeichnet sie als notwendig —, aber für die hungernden und frierenden Kinder geht man betteln.

Soviel Liebe und Scham sollte jeder Mensch — der diesen Namen verdient — empfinden, daß er mit einem darbedenden Kind teilt, was er hat; nicht nur das Almosen gibt, welches ihm entschuldig ist. Aber der Staat sollte es zuerst tun. Es ist die sittliche Pflicht der Gemeinschaft, die Staat heißt, für seine schutzlosesten Glieder mit ganzer Kraft einzutreten. Nur wenn er diese volle Verantwortung anerkennt, kann er wieder die volle Verantwortlichkeit der Einzelnen für das Ganze verlangen. Kinder und heranwachsende junge Menschen erzieht man nicht durch Moralpredigten zu sittlicher Größe, sondern durch das Beispiel der Tat. Soll die heranwachsende Generation ganz hinabgleiten, soll Deutschland in ihr sich auflösen, dann muß sie weiter auf Almosen verwiesen werden. Ein anderer Gang der Dinge ist nur möglich, auf der Basis der gegenseitigen Verantwortlichkeit und die Leitung des Staates hat hierbei die Führung zu übernehmen.

Die gegenwärtige Regierung wird sich diese einfache Erziehungslehre nie zu eigen machen. „Die Mittel sind nicht vorhanden, wir sind zu arm, wir können nicht“, das ist die einzige Antwort. Ja, der Staat als solcher ist so bettelarm, wie der Grund, auf dem er steht: die proletarische Masse. Aber es gibt Bevölkerungsschichten in ihm, die soviel Geld besitzen, daß sie es mit beiden Händen verschwenden können. Die Armen geben heute von ihrer Armut was des Staates ist, die Reichen entziehen ihm den Pflichtteil, welchen sie zu zahlen schuldig sind. Hier muß genommen werden, um es nach der anderen Seite zu geben.

Die Erlösung der Menschheit wurde einst von dem Jesus von Nazareth erhofft, der in Armut im Stall, beim tierischen Schrei der Not geboren war. Aus der Tiefe sollte die Rettung kommen. Jetzt muß sie aus der Tiefe kommen. Es gibt keinen anderen Weg. Der Glaube an den Sozialismus, welcher nach dem Kriege durch das ganze arbeitende Deutschland flammte — und der sobald in so vielen erlosch —, er muß zur Wahrheit werden. Nicht ein Einzelner kann uns helfen in unserer tiefen Not, sondern nur die ganze geeinte Masse der schaffenden Menschen. Heute sind wir weit entfernt von diesem Ziel des einen Willens zum Sozialismus und nicht Glaube und Hoffnung allein bringt uns ihm näher. Arbeiten, unser ganzes Menschentum einsetzen für unsere Idee und nicht müde werden, das ist es, was not tut.

Die Landtagswahlen in Preußen stehen vor der Tür. Sie sollen ein Ausdruck des Volkswillens sein und sie sind von folgenschwere Bedeutung für das Geschick des gesamten deutschen Volkes. Was an uns liegt, müssen wir sorgen, daß sie ein Bekenntnis zum Sozialismus werden. Das ist schwer,

weil die meisten Wahlberechtigten, besonders die Frauen, noch nicht erkannt haben, daß hier allein der Weg zur Rettung ist; daß alles, was ihnen die Politik der bürgerlichen Parteien geben kann, eine Augenblickshilfe bleiben muß.

An der Spitze unseres Blattes steht der Beisatz des Parteivorstandes und des Parteiausschusses, mit der ersten Mahnung, für die Verbreitung unserer „Gleichheit“ zu werben. Dies ist die erste Arbeit, die zu leisten ist, wenn wir überzeugte Sozialdemokratinnen sind. Wenn wir Helfer der leidenden Menschheit und nicht nur ihre Wohltäter sein wollen.

Weihnachten bedeutet für uns nicht nur Kindheitserinnerung, Traum, Christuslegende. Wir feiern es als das Fest der Winterjohanniswende. Die Sonne hat ihren Tiefstand erreicht, sie wendet sich, sie steigt langsam aber stetig auf zur Höhe. Nach Dunkelheit und Kälte wird der Frühling kommen, weil er nach ewigen Naturgesetzen kommen muß. Helft, daß es auch politisch Sonnenwende werde.

Clara Bohm-Schuch.

Recht und Wohlfahrtspflege

Von Stadtrat Dr. Caspari (Brandenburg a. S.)

Die Umwälzung des 9. November hat dem deutschen Volk nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten gebracht. Zu diesen gehört in erster Linie die Pflicht der intensiven Mitarbeit der Arbeiterschaft in der Kommune. Es ist bezeichnend, daß die Kreise, die früher den Einfluß der Arbeiterschaft anzuschalten verstanden, sich, wenn auch nicht überall, so doch vielfach den ihnen obliegenden Pflichten der Mitarbeit am Gemeinwohl zu entziehen versuchen. Besonders fällt dies dem in der Wohlfahrtspflege Tätigen auf. Für die deutsche Arbeiterschaft ist es höchstes Gebot der Selbsterhaltung und Selbstachtung, den Platz, der ihr durch die Neugestaltung der Dinge geschaffen worden ist, auszufüllen. Dazu gehört aber nicht nur selbstlose Hingabe und Gemein Sinn, dazu gehört nicht nur ein gutes Herz und soziales Empfinden, son-

dern dazu gehören nicht zuletzt positive Kenntnisse, die die Arbeiterschaft sich erwerben muß, wenn wir die errungenen Positionen behalten und neue erobern wollen.

Allenthalben in Deutschland finden wir kommunale Wohlfahrtsämter. Diese Behörden können nur bestehen und eine segensreiche Tätigkeit ausüben, wenn sie das Vertrauen der Bevölkerung genießen und sich auf der anderen Seite der Mitarbeit aller Kreise der Bevölkerung, besonders aber der Arbeiterschaft und hier wiederum in erster Linie der Frau, erfreuen. Die Voraussetzungen für das Erstere werden vielfach abhängen von der leitenden Persönlichkeit des Amtes, von dem Geist, den sie in die Behörden einziehen läßt. Das Letztere aber hängt von uns selbst ab. Es ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß leider auch vielfach in den Kreisen der Arbeiterschaft der gerade auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege unbedingt notwendige Gemein Sinn nicht in der wünschenswerten Weise zum Ausdruck kommt. Hier muß die Zeit und die Erkenntnis der Lebensnotwendigkeiten heilen, was ich als Kriegsfolge ansehen möchte. Aber auch da, wo die Arbeiterschaft das lebhafteste Bestreben zur Mitarbeit bekundet, erlahmt häufig allzu früh die Freude an der Mitarbeit und schließlich diese selbst. Worin liegt hierfür der Grund? Nach meinem Dafürhalten in erster Linie darin, daß der Arbeiterschaft, daß insbesondere unseren Frauen die notwendigen Rechtskenntnisse abgehen, ohne die eine praktische Betätigung der Wohlfahrtspflege nicht möglich ist. Ich habe diesen Mangel allerdings nicht nur bei Frauen unserer Kreise gefunden; er ist allgemeiner Art, und auch die auf den sozialen Frauenschulen vorgebildeten Frauen und Mädchen besitzen nach meinem Dafürhalten nicht das Maß von Rechtskenntnissen, das erforderlich ist, um in der Wohlfahrtspflege in einer befriedigenden Weise praktisch tätig sein zu können. Es genügt z. B. nicht, daß man die Grundzüge des Vormundschaftsrechts kennt. Man muß den Aufbau und die wesentlichen Bestimmungen unseres Familienrechts beherrschen, man muß das Unter-

* Feuilleton *

So müßte unsre Weihnacht sein!

So müßte unsre Weihnacht sein:
Enträchtigtes Schreiten
Ohn Hassen und Streiten
Ins freie Zukunftsland hinein.

Schwerter und Flinten müßten verstauben.
Es fänke in Nichts der Zwiespalt, der Neid.
Die Menschheit hätte nur einen Glauben,
Den Glauben an Liebe in Ewigkeit.

Wir fassen einander bei der Hand
Wie Schwestern und Brüder.
Und singen wie einst im Kinderland
Glückfrohe Weihnachtslieder.

Und alles strahlt in goldnem Glanz.
Die Tannen funkeln im Schein der Kerzen.
Wir tanzen den fröhlichsten Kindertanz
Mit heitrer Seele und glücklichem Herzen.

R. Bluhm.

Maria und das Kind

Von Julius Zersah

Hundert silberhelle Vogenlampen hingen gleich Monder über den Straßen, Tausenden von Sternen gleich sandten einam stehende blasse Laternenlichter ihren beschränkten Schein in Gassen und Nebenstraßen und hunderttausend Sternlein blinzelten durch die Auglein der großen Häuser Ein Stiel Dimmel schien auf die Straße gefallen zu sein.

Maria, die junge Mutter, lag auf hartem Strohbett und

lächelte mit tränenreichem Blick. Jede Träne eine strahlende weltliche Glückseligkeit. Neben ihr, in einer alten, rosenbemalten, himmelblauen Wiege schlummerte ihr neugeborenes Knäblein und der Kerzenschein spielte mit seinem engelzarten Atem. In der Kammer standen nur ein paar armselige Stühle, ein gebrechlicher Tisch und eine Kommode. Man merkte wohl, daß hier nur die Herberge und nicht die bleibende Stätte flüchtiger Erdenmenschen war.

Als bald trat leise eine Frau herein und stellte auf den wackligen Tisch ein kleines Bäumchen; daran hingen einige Äpfel, steckten einige Kerzen und ein paar dünne Strähnen Silberfäden, die wohl aus dem Haar einer alten Zauberin stammten konnten, fielen vom Gipfel über die schwanken Zweiglein herab. Die Frau wandte ihr faltiges Gesicht der blauen, glückstrahlenden Mutter in den blumigen Rissen zu und zündete dann mit zitternden Fingern die Kerzen an, deren Lichtglimmer das ganze Zimmer nach einem traulichen Flecken absuchte und schließlich nur die Augen der Mutter Maria fand. In diesem zitternden Scheine konnte man sehr wohl sehen, daß auf ihren Lippen ein Lied schwebte, das, ach so gerne zu klingen wünschte. Ein helles, himmlisches Lied.

Während das Lichterbäumchen seinen Kerzenschein an den kalten Wänden verschwendete, blickten die beiden Frauen unverwandt in den hellen Schein, als sähen sie in weite, grenzenlose Fernen. Dann sagte die eine unvermittelt und hart: „Ich würde das Bäumlein doch nicht nach seinem Vater nennen, der euch in eurer Drangsal allein gelassen. Heißt doch den Knaben anders!“

„Nein“, antwortete die schmerzreiche, bleiche Mutter, und ihre Stimme klang wie zitternder Geigenton, „ich werde ihn Hermann heißen, wie er heißt; es klingt so schön und

stüchungswohnstättengesetz und seine Ausführungsbestimmungen kennen, man muß im Kinderstübchengesetz und in vielen anderen Gesetzen wandern, um so mitarbeiten zu können, daß einem die Arbeit selbst Freude bereitet und daß die Bevölkerung das Vertrauen zu den freiwilligen Helfern der kommunalen Wohlfahrtsämter hat, das notwendig ist, damit das Wohlfahrtsamt seinen Namen nicht nur trägt, sondern auch verdient.

Wie können wir hier helfen? Die Herausgeberin der „Gleichheit“ ist an mich mit dem Vorschlag herangetreten, eine Folge von Aufsätzen mit dem Thema „Recht und Wohlfahrtspflege“ in der „Gleichheit“ für unsere Frauen zu veröffentlichen. Ich komme dieser Aufforderung um so lieber nach, als ich aus der Praxis weiß, wie bitter not diese Kenntnisse unseren Frauen sind, und ich auch in den Vortragskurien tiefes Verständnis bei unseren Frauen für die rechtlichen Grundlagen der Wohlfahrtspflege gefunden habe. Ich will nicht die in der Wohlfahrtspflege mitarbeitenden Frauen — und deren Zahl darf nicht gering sein! — zu kleinen Rechtsanwältinnen auf diesem Gebiet ausbilden, aber ich will ihnen das Maß von Rechtswissen vermitteln, das notwendig ist, um nicht nur dem Worte nach Mitarbeiterin in der Wohlfahrtspflege zu bleiben. Hauptsächlich ist der von mir eingeschlagene Weg dazu angetan, das Interesse zur Mitarbeit in der Wohlfahrtspflege bei den Frauen, bei denen es schon vorhanden ist, zu erhöhen und bei den noch abweislich Stehenden zu erwecken.

Beethoven

Überall im Lande hat man in diesen Tagen den 150. Geburtstag eines großen Mannes gefeiert, des Komponisten Ludwig van Beethoven, der am 16. Dezember 1770 in Bonn geboren wurde. Ein herbes Schicksal hatte dieser Künstler, dem wir so unendlich viel verdanken. Er schuf uns Werke von unsterblicher, nie erreichter Größe, die alle mit heiliger Ehrfurcht vor dem göttlichen Schaffen eines Genies erfüllen, und ihm selbst war es

stolz. Und ich will ihn mit meinen schmerzhaften Brüsten fangen, damit er am Brunnen der Liebe trinkt. So wird er immer vom Quelle des Lebens zehren und dem Schatz der Opferkraft verpflichtet sein. Immer wird meine Herzenskraft in ihm sein und mein rastloses Herzblut wird ihn zwingen, zu beglücken, so wie auch ich beglückte, gab und empfing. O, wenn der Mann nur den großen, süßen Schmerz weiblichen Empfangens wüßte. Er würde in seinem Verschweben ernster und lustloser sein und uns Mütter beneiden.“

Des Kindes Lippen bewegten sich, als wollte etwas Erleuchtungsdunkles aus ihr der Menschen pochen, in die Quelle der Sonne strömen.

Die Lichter am Baume verlöschten eins nach dem andern. Nur die große Kerze stand schließlich in ihrem eigenen Strahlenquell und die Mutter fuhr fort, indem die Worte ihrem Innersten wie ferner Donnerklang entquollen: „Ich habe mir immer einen Knaben gewünscht, durch den ich mit meiner Güte und Heiterkeit die Menschheit und Selbstigkeit seines Vaters und meine Demut zu überwinden vermöchte. Und nun habe ich einen Knaben und ich habe plötzlich einen festen Glauben und eine unüberwindliche Freudigkeit. Ich sehe ihn heranwachsen und meine Wachsamkeit fordern. Ich höre ihn schreien, wenn er auf die Brüste warten muß. Ich sehe ihn, wie er Spielzeuge zerstört, um in das Innerste zu blicken. Sehe, wie er um sich schlägt, wenn man an seinen Rechten rührt, s. he, wie er in die Wiesen sprüht und mir Blumen zubringt, wie er dem Lehrer lauscht und zugleich an Bäume, Vögel, Wolken und Flüsse denkt. Und ich sehe ihn, wie er mir frühzeitig hilft, unsere Not zu überwinden. O, er wird fleißig werden mein Junge, und er wird lernen und man wird sagen, daß man etwas für ihn tun muß. Und

verjagt, die herrlichen Klänge seiner Sinfonien zu hören. Schon frühzeitig machte sich ein Gehörleiden bemerkbar, das nach einer Reihe von Jahren zur völligen Taubheit führte.

Infolge dieses Leidens und seiner sonstigen familiären Verhältnisse wurde Beethoven ein schauer, verbitterter, verschlossener Mensch. Und doch klingen seine Werke in ein machtvolles und ergreifendes Bekenntnis zur Freude aus. Allen, die jemals eine Aufführung seiner machtvollen Rechten Sinfonie erlebt haben, wird der Eindruck unvergänglich sein.

Beethoven war ein Künstler, der die Töne meisterte, wie nie jemand zuvor. Und seine Sinfonien sind heute für uns Quellen der Schönheit und der Erhebung, Stunden der Weihe in ernster, dunkler Zeit

E. R.

Die Notwendigkeit der Ausbildung für die Wohlfahrtspflege

Das jetzt zu Ende gehende Jahr verzeichnet ein wichtiges Ereignis innerhalb unserer Frauenbewegung: die Gründung des Hauptausschusses für Arbeiterwohlfahrt für das Reich in Berlin und zahlreicher Orts- und Bezirksausschüsse in allen Gegenden des Reiches. Diese Gründungen sind nur der äußere Ausdruck der organisatorischen Zusammenfassung dessen, was notwendig mit der politischen Gleichberechtigung der Frau und dem Beginn der Demokratisierung der Verwaltung sowie geschah, des Eindringens unserer Frauen in die Wohlfahrtspflege. Hier traten sie als Stadtverordnete und Bürgerdeputierte in die Deputationen oder Kommissionen für die Wohlfahrts-, Jugend- oder Wohnungsämter ein, dort arbeiteten sie mit in der Verwaltung des Arbeitsnachweises oder des städtischen Säuglingshauses. Da wurden sie Vorsteher eines Armen- oder Waisenbezirkes und wurden mit Unterstützungs- und Vormundschafssachen befaßt, oder sie waren Waisenspflegerinnen und hatten als solche für Vormundschafsfälle, anderweitige Unterbringung von Kindern, Unterstützung von Jugendlichen zu arbeiten. Sie traten auch in Provinzialverwaltungen ein, z. B. als Fürsorgerinnen auf dem Lande. In die höheren Verwal-

so wird er gewiß ein großer Mann, den man beneidet und wohl gar anfeindet.

Aber ich werde um ihn sein und wenn er dann um der Liebe und Güte willen im Kampfe steht — das wird er gewiß —, wird er viele Menschen für sich haben, die ihm folgen und ihn schützen werden vor denen, die gegen ihn stehen. Er wird ein Herrscher werden und ein Prophet und er wird ein Reich gründen, das seine Wurzel in meiner Mutterkraft hat, das nach dem Besitz der ganzen Welt strebt, Liebe will besitzen, um restlos geben zu können. Liebe ist so stark und mächtig wie die Sonne. Liebe ist das große Christwunder.“

Als diese Worte ihre Lippen verlassen hatten, stand auf einmal das Bäumlein voller Blüten, die machten die Kammer heller als ein Lichterstrahlender Baum, das Gemach eines Palastes. Das Knäblein in der rosenbemalten himmelblauen Wiege schien im Schlafe zu lächeln. Über den Dächern und Türmen wachte der Mond, wie einst der Stern über Bethlehem. . .

Vom Christkind

Aus „Grafenliter“, von Ludwiga Kink

Ob es wirklich die Flügel anhat, von denen die Mutter erzählte, silbrig wie Schwanenflügel? Ob es nie älter und größer wird, immer neu dasteht mit goldenen Federn? Es ist jedem Herzen eingeblieben wie die Mutterliebe, und so ganz im hintersten Winkel meiner Seele glaube ich immer noch ein wenig daran, ob schon ich ein alter Putsch und ausgewachsener Mensch geworden bin mit Dolken auf der Stirn und im Herzen.

Weißt einer noch die Zeit, da er ein Kind war, zahn und wild? Eines Nachts vor Weihnacht wurde ein Stück Kreide geholt und mit vieler Mühe an der Innenvand der Türe eines niederen

tungsbehörden sollten Frauen einziehen, die mit der Arbeiterbewegung verwachsen waren.

Alle diese Frauen waren von dem Wunsche erfüllt, für die notleidenden arbeitenden Massen zu wirken und hatten in dieser Arbeit das Gefühl, für die Volkswohlfahrt etwas zu leisten. Sie befanden sich auf einmal mitten in einer Tätigkeit, deren Erfolg sich nicht nur in einem Stimmengewinn bei den Wahlen zu erkennen gab, und dessen Wert auch dann nur den Einsichtigsten begreiflich werden kann, sondern in einer, deren Ergebnis in manchen Fällen doch wirklich sichtbar wurde. Sie wurden hineingezogen in das Getriebe der öffentlichen Verwaltung, von deren Fehler Väter, Brüder und Gatte soviel gesprochen und sie jahrelang bekämpft hatten. Sie standen nun mitten drin, zur Leistung berufen und konnten ihrer Weltanschauung hier durch die Tat Ausdruck geben. Das alles erfüllte sie mit Liebe für diese Arbeit. Aber das viele, doch Fremde, was auf sie hereinstürzte, ließ den Wunsch nach einem geistigen Mittelpunkt entstehen, der Zusammenhalt und Führer war. Das zu sein, ist die Aufgabe der Ausschüsse, und aus dieser Aufgabe erwuchs ihnen bald eine neue: die Schulung der Parteigenossinnen für die Wohlfahrtspflege.

Es wird so oft geglaubt, eine Arbeiterin brauche nicht die Schulung für die Wohlfahrtspflege, wie das Mädchen aus bürgerlichen Kreisen. Daran ist Wahres und Falsches. Die Arbeiterin kennt das Leben der Arbeiterfamilien, die Höhe ihrer Einnahmen und die Kosten des Lebensunterhaltes, der daraus bestritten werden muß. Sie kennt aus Erfahrung den engen Rahmen, der sich daraus ergebend das Leben der Familie einengt. Die Mädchen aus gutsituierten bürgerlichen Kreisen erfahren davon in den sozialen Frauenschulen oft zum erstenmal, und es ist das für sie ein erschütterndes Erlebnis, was sie erst innerlich verarbeiten müssen. Das fällt für die Arbeiterin weg. Aber die Kenntnis von Haushaltsführung und Gesundheitspflege, die man haben muß, wenn man in anderen Familien auf Ordnung und Sauberkeit und gesundheitliche Fürsorge hinwirken soll, müssen ebentrotz

wie die unentbehrlichen Grundlagen der Sozialpolitik auch von ihr erworben werden. Wie will sie einen Kindergarten einrichten, wenn sie nicht weiß, wie er seine Aufgaben für die körperliche, geistige und seelische Erziehung der Kinder erfüllen kann? Auch die Kenntnis unserer sozialpolitischen Gesetzgebung, unserer Wohlfahrts-Einrichtungen und die Grundzüge unseres Verfassungs- und Verwaltungsrechts muß die Wohlfahrtspflegerin beherrschen. Warum, erklärt sich einfach am Beispiel: Sie kommt zur Witwe eines Kriegsbekindigten, von der sie hört, daß sie sich in materieller Not befindet. Die Frau ist so schwer vom Schicksal gebeugt, daß sie nicht in der Lage ist, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen. Die Wohlfahrtspflegerin kann ihr nicht allein mit Mitleid und Aufopferungsbereitschaft helfen, wenn sie nicht genau weiß, auf welche Renten die Frau Anspruch hat, bei welchen Behörden von Reich, Staat oder Gemeinde sie beantragt werden müssen. Sie muß wissen, wo die Kinder untergebracht werden können, wenn die Frau so weit erholt ist, daß sie vormittags etwas verdienen kann. Sie muß wissen, wo die Frau beraten wird, welchen Beruf sie ergreifen kann. Dazu gehört nicht nur ruhige Ueberlegung, sondern auch Sachkenntnis.

Die Berufsarbeiterinnen auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege müssen eine umfassendere und andere Schulung haben als die ehrenamtlichen Kräfte. Aber auch die letzteren müssen, wenn ihre Arbeit wirksam werden soll, die gesetzliche und organisatorische Grundlage der Wohlfahrtspflege beherrschen. Alles ändern und Neues schaffen kann man ja doch nur, wenn man weiß, was besteht, welche Wirkungen es hat, und welche Änderungen wirkliche Verbesserungen sind. Die Ausschüsse für Arbeiterwohlfahrt können durch Vorträge, Kurie ihre Mitarbeiterinnen belehren und muß diese Belehrung durch die schriftliche Aufklärung durch unsere Presse, vor allem durch die Frauenzeitschrift „Die Gleichheit“ ergänzt werden. Das schriftlich Vorgebrachte hat den Vorteil, daß „sein Klang nicht im Ohr verwehet“, sondern daß es immer wieder zum Nachschlagen dienen kann.

Kastens vierzig saubere und gerade Striche gemalt, und jeder Strich galt einen Tag. Am Morgen aus dem Bett gesprungen und hingekniet und mit Sonne einen Strich ausgelöscht, das war der Brennpunkt und die Tat des Tages, das Ziel der ganzen Zeit, die auf irgendeine Weise vollends toteschlagen werden mußte. Das bedeutete nichts anderes, als vierzig Tage an den Fingern abzuzählen, jeden Tag nur einen Finger, und jeden Augenblick bloß daraufhin anzusehen, daß er vorüber war, und die feierliche Uneduld des Herzens zu bezähmen bis — ja bis.

Vierzehn Tage vor Weihnachten ereignete es sich wohl, daß es an einem Abend, wenns dunkel war, aus Fenster klopfte; hoch oben über der Straße in der Stube im zweiten Stock! Das Herz stand einem still. Und wenn die Mutter so beherzt war, das Fenster zu öffnen und hinauszusehen, so sah sie eben noch das Christkind in den Himmel hinauffliegen, sie sah noch einen Zipfel seines weißen Kleides, und auf dem Sims stand dann ein Tellerlein voll Äpfel und Gutsle. Dann wußte man das Christkind verpißt einen nicht. Aber acht Tage vor dem Fest am Abend stampft etwas die Treppe herauf, poltert an die Tür, ein Spalt acht auf und Küsse rollen herein. Das ist ein Scred, heillos! Denn ein ganz reines Gewissen hat man als Anabete, und der Beswärter hat eine rauhe Art mit Buben umzugehen, ein Vär ist er.

Am Tage vor dem heiligen Abend war ich still und blaß vor Erwartung. Die Nacht schloß niemand auf der ganzen Welt, das glaub ich nicht, und dann frühmorgens war der Weihnachtstag da. Der letzte Strich von vierzig. Aber eine Schmede kriecht nicht so langsam wie die Zeit. Am Nachmittag verpöckten wir uns unter Betten und Tischen vor heimlichem Schauern, bloß mein Bruder, der immer ein Lausbub war, ging einmal durch und wurde am Abend wieder heimgebracht von einem Feldhüter: er habe in allen Weinbergshäuschen die Scheiben eingeworfen; wir anderen warteten uns das Herz ab und lauschten auf Geräusche hinter verschlossenen Türen, bis es Abend wurde und das Christkind blies. Es blies auf einer winzigen gläsernen Trompete. Und dann, und dann — ich war der jüngste

und mußte daran — Herzfloßen und Glück und Lichter und eine Festung und eine Apotheke.

In dieser alten, schöngezeichneten Apotheke vom Großvater her standen Mörser, die einen Klang gaben, und eine Waage mit Gewichtchen, und Töpfe und Krüge und Schachteln und Schubladen lockten, so wie es in der großen Apotheke war. Genau wie dort stand der lateinische Name an allen Dingen und sie gehörten mir, zum Essen und zum Verkaufen, ich brauchte sie nicht zu stibben wie in Vaters Apotheke, wo der Parendreck, das Sussenleder, die Bibben, die Mandeln und die Feinen in mir sehr gut bekannten Schubladen lagen, bereit, den Weg in unsere Hand und in den Mund zu finden. Aber diese Apotheke unterm Christbaum war doch tausendmal schöner als die rechte. Bloß daß das Christkind eines Weihnachtstages, vielleicht im Drange der Geschäfte, sich auf die lateinischen Namen nicht mehr besann und wahllos seinen Segen in den Schubladen verstreute. Als ich die erste troh herauszog, um nach der Aufschrift süße Mandeln zu finden, war Pfefferminz darin, und in der zweiten lag Schnupfpulver, Schneeberger statt gestoßenem Zucker; erst war ich bloß erschrocken über die Vergesslichkeit und Flüchtigkeit des Christkinds; aber als ich in dem dritten Fach statt Schokolade Wurmstamen vorfand, verfiel der Tränenstrom, mit dem ich kämpfte, und ich fand die zornigentzündeten Worte: „O — das Christkindle hat mi b'schiffe.“ Es war das erstemal in meinem jungen Leben, daß mein Glaube an etwas Heiliges erschütterter wurde.

Später betrug sich das Christkind noch öfters so unlauter. Und ich habe es ihm nie vergeben können, daß es mir einmal anstatt eines heißersehnten Märchenbuches den alten Kaiser brachte, rechts Nolke und links Bismard, alle drei in einem dicken Goldrahmen. Was gingen mich gemalte Uniformen an, wo ich nach alten Märchen verlangte? Seither haßte ich die drei, trotz aller Liebe, und wenn meine Vaterlandsliebe nachher einen argen Stoß erlitt und ich lange mit manchem nicht mehr einverstanden war, was der Kaiser tat, so hatte er es dem Christkind von damals zu danken.

(Schluß folgt)

Wenn die „Gleichheit“ jetzt diese Aufgaben erfüllt, dürfen die Leserinnen, die nicht in der praktischen Wohlfahrtsarbeit stehen, sich nicht benachteiligt fühlen. Auch vor ihren Augen wird ein Gebiet unseres Gesellschaftslebens enthüllt, das so wichtig ist, wie nur irgendein anderes. Auch von hier aus lernen sie erkennen, welche Mächte im Staatsleben miteinander ringen, und auch hier werden ihnen Wege gewiesen, die zu einer Umgestaltung des Gesellschaftslebens führen. Wer aus Klassenbewußtsein und sozialem Pflichtgefühl heraus an dieser Umgestaltung mitarbeitet, dem kann es nicht gleichgültig bleiben, wie bis zur Vollendung dieses Werkes den dem Elend Preisgegebenen geholfen wird.

Sedwig Wachenheim.

Frauen als Gemeindewaisenträte

Es dürfte noch nicht allgemein bekannt sein, die Praxis bestätigt diese Auffassung, daß nun auch an Frauen das Amt eines Gemeindewaisentrats übertragen werden kann. Mit der rechtlichen Gleichstellung der Frau als Bürgerin mit dem Mann, ist diese Möglichkeit eingetreten, wenn auch meines Wissens bisher eine besondere Verordnung nicht ergangen ist.

Das Preussische Gesetz vom 15. Juli 1919 (Preussische Gesetzsammlung Nr. 31 Seite 113) sagt in seinem ersten Paragraphen: „Bürger- und Gemeindevorteil steht in den Stadt- und Landgemeinden unter den gleichen Voraussetzungen wie den Männern auch den Frauen zu.“ Worin besteht nun das Bürger- und Gemeindevorteil?

Nach § 5 der Städteordnung (Westfalen) besteht es in der Befähigung zur Uebernahme unbefolgelter Ämter in der Gemeindeverwaltung und zur Gemeindevertretung. Diese Befähigung haben die Frauen erlangt. Die weitere Frage ist nun die: „Ist das Amt eines Gemeindewaisentrats ein Gemeindevorteil im Sinne der Städteordnung?“ Die Antwort gibt der Artikel 77 des Preussischen Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch, der diese Frage bejaht. Demnach können Frauen zum Waisentrat bestellt werden. Unseren Genossinnen kann nur empfohlen werden, von diesem neuen Recht ausreichenden Gebrauch zu machen.

Binder-Vielefeld.

Briefe über Kindererziehung

Werte Freundin!

Das „Lustgefühl der Abhängigkeit“ verstehen Sie mit einem Fragezeichen und verraten dadurch, daß Sie meine „manchmal viel zu gelehrten“ Auseinandersetzungen doch noch nicht immer verstanden haben. Ob das an meiner Unklarheit — denn das meinen Sie ja doch unter „Gelehrtheit“ — oder an Ihrer, na, sagen wir einmal friedlich: Unaufmerksamkeit liegt? — Natürlich an der ersteren! Also bessern wir uns! Das „wir“ können Sie aber ruhig im Sinne von „wir Beide“ nehmen!

Das Wohl- und Lustgefühl der Rettung aus beschmutzten Windeln, mein erstes Beispiel davon, wie das Kind das Eingreifen einer „höheren“ Macht freudig empfindet, liegt Ihrem Gedächtnis offenbar schon zu fern — oder sollten Sie am Ende völlig stuben- und windelrein zur Welt gekommen sein? Zuzutruuen wäre es Ihrem Reinlichkeitsinn! — Aber vielleicht haben Sie noch eine nebelhafte Erinnerung an Ihre ersten Gehversuche? Wenn nicht, genügt auch die Beobachtung an Ihrem Jüngsten. Da haben Sie nämlich die beiden Lustgefühle, sowohl der Abhängigkeit wie der Eigenkraft hübsch nebeneinander. Ererbtem Menschendrange folgend will sich das Kind, überdrüssig des ewigen Klebens am Boden, erheben; es gelingt; mit hellem Jauchzen begrüßt es den selbsterrungenen Sieg über die Erdschwere. Aber o weh! Die Weichen knicken und torkeln, die Händchen greifen suchend umher, das eben noch strahlende Gesichtchen verzehrt sich zum Weinen. Da erfährt es die rettende Mutterhand und wieder jauchzt es froh auf, diesmal aber über die Erlösung aus peinlicher Gefahr, und es fühlt sich geborgen im Schutz der Helfermacht. Ein paar Tage später hascht es noch willig nach der Hand, die seine wackelnden Schrittlchen leitet, und stößt sie nach kurzer Zeit doch eigenwillig beiseite, wenn es zeigen will, daß es schon ganz „von selbst“ zu gehen versteht. Sicherlich ist beim gesunden Kinde die Lust an der eigenen Kraftbetätigung größer, aber angenehm war doch auch das Sichgeborngenfühlen und Nichtselbstjorgenmüssen in aufregender Lage. Solche Lagen kommen dem Heranwachsenden immer wieder; neue Aufgaben fordern ein Handeln von ihm und doch

traut es sich dazu ohne weiteres meist die Kraft nicht zu. Willkommen ist da das gebietende oder verbietende Wort, das sein Handeln bestimmt; um so mehr, je öfter es die Erfahrung macht, daß es gut dabei fährt. Vertrauen zur Leitung schleicht sich in sein Herz; Sichföhrenlassen und Gehorchen gewährt eine Sicherheit, die selbstwilliges oder gar ungehorsames Handeln niemals zu bieten vermögen. Man beruhigt sich dabei, eindeutigen Weisungen zu folgen und fühlt sich jeder Art von Verantwortung für das Geschehene enthoben. Das alles sind Lustgefühle, denen ein nicht allzu starker Wille sich gern ergibt, zumal eben dies Zehlen jedes Auflehnmungswillens noch das ungeheuchelte Lob der Gebietenden findet: man ist ein folgsames, artiges Kind, dem es wohl ergehen wird und langes Leben auf Erden verheißen ist. Eben das gleiche spielt sich später im Leben ab. Unbedingter, blinder Gehorsam, Strammstehen und nicht mit den Wimpern zuden bei Unbill war noch vor kurzem das Ideal des Soldaten; der Beamte hatte „im Dienst“ keine eigene Meinung, mindestens keinen Willen, der dem des „Vorgesetzten“ sich hätte widersetzen können. Dafür gab es dann verschiedene Annehmlichkeiten, von der Freude am bunten Rock an über allerhand Bevorzugung vor dem Zivilisten, festes Gehalt, Alters- und Waisenversorgung bis zu der Dienstschlange, dem allgemeinen Ehrenzeichen oder gar dem roten Adler vierter Güte. Verstehen Sie jetzt das „Lustgefühl der Abhängigkeit“? Der alte Tolstoi hat einmal auf die grauenhaft ernste Rehrseite dieses die Menschen zu Puppen erniedrigenden Mandarinen-systems aufmerksam gemacht; das ist die teuflisch raffiniert ausgelegelte Art, wie immer der Untergebene angeleitet wird, alle Verantwortung für sein Tun auf den „Vorgesetzten“ abzuschieben. Der Soldat und der Henker tötet, aber er „tut nur seine Pflicht“! Malen Sie sich das selber weiter aus. Ach ja, es ist etwas sehr Tröstliches und Lebenserleichterndes, wenn man jemand hat, auf den man „seine Sorgen werfen kann“, von dem man sich vertrauensvoll und demütig leiten läßt, dem man zuletzt alle Verantwortlichkeit zuschiebt mit dem frommen: „Er wird's wohl machen!“ — Merken Sie nun, wo wir hinauskommen? Es ist der Gang der religiösen Erziehung, den ich Ihnen schilderte, von dem nach der Mutterhand langenden Kindchen über das Bekenntnis: „Mit unserer Macht ist nichts getan“ und „Nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe“ bis zu dem Schrei eines gequälten Herzens nach Erlösung „aus Gnaden allein!“ Mißverstehen Sie mich nicht: ich tadle nicht etwa diese Erziehung; ich zeige nur, wie eine ganz klare und deutliche Linie hier von der natürlichen Ohnmacht des Menschenkinde hinaufführt zu der bewußten Sehnsucht nach göttlicher Hilfe und Erlösung aus der ebenso natürlichen Ohnmacht des reifen Menschen gegenüber den ihm gefekten Schranken seines Denkens (die Wahrheit bleibt ihm verborgen!), des Könnens („allmächtig“ wird er nie!) und des Willens (Heiligkeit bleibt ihm verjagt!). Daß August Horneffer einmal diese Sehnsucht die „weibliche“ genannt hat im Gegensatz zu der auf Selbsterlösung durch eigene Kraft gerichteten „männlichen“ Sehnsucht, werden Sie ihm hoffentlich verzeihen, wenn Sie bedenken, daß es „weibische Männer“ und das entsprechende Gegenstück reichlich im Leben gibt. Sind wir aber einmal über die Torheit hinaus, den Unterschied zwischen echter Weiblichkeit und ebenföhrer Männlichkeit als einen Wertunterschied zu fassen, dann werden Sie auch verstehen, daß ich das religiöse Anlehnungsbedürfnis und die Entwicklung der frommen Abhängigkeitsgefühle nicht schlechtweg für einen Irrweg der Erziehung halten kann, trägt doch jedes Kind und jeder Mensch ein halb weibliches und halb männliches Herz in seiner Brust, nur daß die „Hälften“ nicht eben auf der Goldwaage abgemessen sind. — Die Entwicklung der „männlichen“ Charakterseite, die nun der sittlichen Erziehung obliegt, können Sie sich jetzt leicht selber vorstellen. Jene Lust, selbst, ohne stützende Hand gehen zu wollen, kündigt ihn an; der unbändige Trieb, dem Gebot und Verbot ein Schnippchen zu schlagen, setzt ihn fort. Im Troh und im Angehorsam drängt sich der „Eigensinn“ vor. Man will durchaus seine Erfahrungen, so unangenehm sie mitunter sind, selbst machen und lehnt das fremde Gesetz ab. Jede weisester Erziehung ist es, diesem Drang dadurch entgegenzukommen, daß möglichst überall jenes Fremdgesetz durch Uebernahme in die eigene Vernunft zum Selbstgesetz werde, daß der Heranwachsende mit einem Minimum von Irrtum, Sünde und Mißerfolg seine Eigenerfahrung bereichere und so die im Kindesalter doch nicht völlig zu entbehrende Gehorsams-erziehung zur Selbstsucht veredele. Selbstverständlich bleibt am Schlusse des tätigen Lebens — wie übrigens auch beim Frommen — ein gewaltiger Fehltrag zwischen Gewolltem und Erreichtem, dessen Todung wirklich „nicht in unserer Macht“ liegt. Ob wir dann von der Gnade des Weltrechnemeisters die

Streichung dieser Schuld ersehen oder stillgemut und gefast das Buch schließen wollen — das bleibt dem Gewissen jedes einzelnen überlassen. —

Auf den erneuten Vorwurf der Gelehrtheit, ja diesmal verschärfert: der „Gottesgelehrtheit“ reumütig gefast

Ihr Dr. Penzig.

Christentum und Sozialismus

Nach einem Vortrage vom Genossen Krebs-Hamburg

„Religion ist Privatsache.“ Dennoch kann das Problem nicht einfach beiseite gestellt werden. Der Gang an alten Formen läßt das Denken gern in den alten Weisen sich bewegen. Die rührende Gestalt des Jesus und so manche Bibelstelle, die sich gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen wendet, gaben den Anlaß dazu, daß es Sozialisten gibt, die Jesus für den ersten Sozialdemokraten halten.

Wir haben es ja mit dem Christentum zu tun als eine der am stärksten gewordenen Weltreligionen. Die christliche Lehre ist ein Extrakt aus den damals vor 2000 Jahren vorhandenen indischen, ägyptisch-persischen, ägyptischen, jüdischen und griechisch-römischen Religionen. Auch Zarathustra wie Buddha werden vor ihrer Geburt ihrer Mutter besonders angekündigt. Der zwölfjährige Buddha wird gesucht und unter einem Baum bei Schrittlehrer gefunden. Auch wird er, wie später Jesus, versucht, und ebenfalls hält er sich 50 Tage in der Wüste auf — Jesus 40 Tage. Auch Buddha sagt die gleichen Worte seinen Jüngern: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ Ja, der Sonnen- und Mondgott stirbt und feiert am dritten Tage Auferstehung! Und seine Priester rufen laut: „Er ist wahrhaftig auferstanden! So werdet auch ihr erlöst werden.“ Auch Taufe und Abendmahl, jede kirchliche Form oder christliche Idee waren schon viel früher in anderen Religionen vorhanden, besonders in der Stoa, wie auch Sokrates aus seinem Gespräch mit Timothea über die Liebe mitteilt.

Ob Jesus lebte, ist nicht nachweisbar. Keiner der Evangelisten hat ihn selbst gesehen oder gehört und die auf uns überkommenen Lebensbeschreibungen sind 70 bis 200 Jahre nach seinem Tode schon im Dienst einer Kirche geschrieben. Besonders im Interesse der katholischen Vorherrschaft verübte Fälschungen sind von Humanisten aufgedeckt worden.

Jesus Lehren sind in der Bergpredigt enthalten. Man muß wohl unterscheiden zwischen seinen Lehren und den Lehren über Jesus Christus.

Er hat als Neues die Gotteskindschaft verkündigt. Mit unendlichem Vertrauen baute er bis zum seelischen Zusammenbruch in der Todesstunde auf seine Liebe. Er erwartete wie ein Kind Hilfe von dem Stärkeren. Er betet aber nicht, um in den Himmel zu kommen, sondern: „Dein Reich komme!“ Und so beleten und hofften seine Nachfolger. In den unterdrückten Volkstämmen schuf die Lehre des Proletariats, daß alle Menschen vor Gott gleich seien und daß sein Reich auf dieser Welt komme, eine Hoffnung in den gequälten Armen, die den Herrschern schnell gefährlich wurde. Das Wort vom Kreuz: „Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein“, wappnete die Märtyrer mit Todesverachtung. Aber je mehr die Masse der Gläubigen Organisatoren und Führer brauchte, desto mehr verflachte die ursprüngliche Jesulehre. Eine Reihe von Priestern stellte sich zwischen Religion und Menschen und bestimmte, wie und was geglaubt werden sollte. Da wurde Jesus zum Handwerker und der Jenseitsglaube zum Herrschaftsmittel der Reichen, da erst nach dem Tode vor Gott die Gleichheit kam. Dies bewog auch Konstantin und die römischen Kaiser, das Christentum zur Staatsreligion zu machen.

Jesus Lehre, durch ein reines Leben, durch Menschenliebe bis zur Selbstaufopferung den Himmel auf Erden zu bringen, war durch die Lehrtätigkeit der Kirche, oder richtiger Kirchen — denn es gibt ca. 400 — verflacht, entstellt und veräußerlicht.

Die Sündenvergebung, in die Hand der Priester gegeben, statt daß sich jeder selbst erlöse, wurde auch zum Herrschaftsmittel. Wir wissen, daß nichts das naturgesetzliche Geschehen unterbricht und jede Handlung unsererseits ihre notwendige Folge hat — daran würde der Glaube an Sündenvergebung nichts ändern. Aber wir wissen, daß wir sterben müssen nach der Vollkommenheit, daß wir die Sünde, das heißt jedes Unrecht, meiden müssen. „Wer immer strebend sich bemüht, der wird erlöst.“

Die Fingabe bis zur Selbstaufopferung an eine hohe sittliche Idee fordert auch unsere Anerkennung und Nachahmung, aber die Ergebung in bestehende Zustände, wie die Kirche es verlangt, lehnen wir Sozialdemokraten ab. Die höchste Tragik erreicht Jesus Leben,

indem er selbst an seinem Gottesglauben angefaßt des Todes Schiffbruch leidet. Er läßt sich gefangen nehmen und mehrt denen, die ihn befreien wollen, denn er glaubt, daß es nur einer Bitte bedarf, dann würde der himmlische Vater helfen. Noch unter den Kreuzesqualen lächelt er trotzdem zum armen Schächer an seiner Seite, aber dann lesen wir: „Er schrie auf: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“

Er mußte also selbst an seiner Idee der Gotteskindschaft zweifeln, denn einen Vater, der sein Kind sterben läßt, obwohl er die Macht hat, es zu retten, kann der sittliche Mensch nicht lieben. Aber dies entsprach den Ueberlieferungen, denn Kindesopfer waren weit früher gebräuchlich (siehe Abraham und Isaac). Einen reinen Menschen für die Schuld der anderen (und gar bis zum Tode!) büßen zu lassen, ist aber im höchsten Grade unfittlich.

Der soziale Grundgedanke: Wir alle sind eins! wird auch von uns anerkannt; aber den Jenseitsglauben lehnen wir ab, vielmehr wollen wir durch unser Streben nach größter Vervollkommenung mit- und füreinander den Himmel auf Erden, d. h. ein menschenwürdiges Dasein schaffen.

Dieser sozialistische Gemeinschaftsgedanke ist Religion. Und diese verlangt auch unsere ganze Hingabe, dann befriedigt sie unser Empfinden. Der Sozialismus ist die Religion für uns! Ella Wierzbicki

Rüstet zum Frieden!

Ein Wort an unsere Mütter

Keiner hat durch den Krieg mehr gelitten und mehr verloren als unsere Mütter. Zu der Angst um die Söhne draußen im Feld, zu dem Schmerz um die Gefallenen, Vermissten, Verwundeten, Verkrüppelten kam die Not um die Dabeimgebliebenen, kam die Sorge, ihre Lieben vor Hunger und Kälte zu schützen.

Keiner hat mehr durch den Krieg gelitten. Keiner trägt aber auch größere Schuld. Keiner hat weniger getan, den Krieg unmöglich zu machen, als unsere Frauen und Mütter. Nicht aus Missetat oder bösem Willen. Aber aus unglaublicher Gedankenlosigkeit und Unverständnis.

Leichtsinn kann man es nennen, wenn Mütter ihren Jüngens Waffen, Uniformen, Kleidern und ähnliches Kriegsspielzeug schenken und damit die Kindesseele von Klein auf vergiften.

Wie wollt ihr eure Kinder zu Kriegsgegnern erziehen, wenn ihr sie von Jugend auf zum Kriegsspielen anleitet? Darum richte ich die innige Mahnung an unsere Arbeitermütter: Schenkt Euren Kindern keine Soldaten, keine Waffen, keine Uniformen, keine Bücher, Bilder und Bilderbücher, die den Krieg und das Soldatenleben verherrlichen! Denkt an die Verheißung der Weihnachtszeit: Friede auf Erden! Und handelt danach!

Der alte Römerspruch: „Wenn du den Frieden willst, rüste zum Krieg!“ hat sich als ein schwerer Irrtum erwiesen. „Wenn du den Frieden willst, rüste zum Frieden!“ muß es heißen. Bei den Kindern müssen wir damit beginnen. In ihr junges, unverdorbenes Herz wollen wir den Abscheu pflanzen gegen alle Gewalt, gegen Krieg und Massenmord wie gegen das Töten eines einzelnen Menschen.

Euch Müttern ward die hohe Aufgabe, das kommende Geschlecht zu erziehen. Tut es als Sozialisten und im sozialistischen Geist! Wecht in Euren Kindern die Liebe zu den Menschen, zum Zusammengehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl. Von den Seelen Eurer Kinder hängt es ab, ob es künftig Kriege geben wird oder nicht. Mit den Kinderspielen fängt es an. Frauen und Mütter: Auf dem Spieltisch und in den Herzen Eurer Kinder — rüstet zum Frieden! Kurt Heibut

Aus der Frauenbewegung des Auslandes

Amerika. Wie „Evening World“ aus Washington meldet, beabsichtigt Harding, aus Erkenntlichkeit für die Teilnahme der amerikanischen Frauen an den Präsidentschaftswahlen, den Kongress zu ersuchen, ein neues Unterrichtsministerium zu gründen und eine Frau an die Spitze dieses Departements zu stellen. *

England. Sämtliche großen politischen und gewerkschaftlichen Frauenorganisationen veranstalteten Anfang November einen großen Demonstrationsszug und eine Massenversammlung auf dem Trafalgar Square, an der sich viele Tausende beteiligten, um „Gleichen Lohn für gleiche Leistung“ von der Regierung zu verlangen. Eine scharfe Protestresolution gegen die diesen Grund-

sah verleugnenden Maßnahmen wurde einstimmig angenommen und eine Deputation an den Premierminister zur Vertretung der Frauenforderungen einstimmig beschlossen.

Das Recht der unehelichen Kinder in England. In einer Kommission des englischen Unterhauses wurde kürzlich ein Gesetzentwurf beraten, der die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes festlegen soll. Der Entwurf entziffelte lebhafteste Erörterungen, so z. B. über die Frage, ob die uneheliche Mutter, die wissenschaftlich falsche Angaben über den Vater ihres Kindes macht, wegen Meineides bestraft werden soll und ferner, ob ein uneheliches Kind durch die Heirat seiner Eltern legitimiert werden soll. Streitobjekt ist auch die Frage, ob ein uneheliches Kind als „Bastard“ oder als „illegitimes Kind“ bezeichnet werden soll. Der Entwurf soll betitelt werden: „Children and Unmarried Parents Bill“ („Kinder- und unverheirateter Eltern Gesetz“).

Aus unserer Bewegung

Darmstadt. Am Sonntag, den 21. November, tagte hier im Gewerkschaftshaus eine Landeskonferenz der in unserer Partei organisierten Frauen. Aus allen Teilen des Freistaates Hessen waren sozialistische Frauen und Mädchen erschienen, um in ernstlichen Beratungen zu den die Frauen besonders berührenden Fragen Stellung zu nehmen. Vertreten waren 20 Orte durch 36 Genossinnen. Vom Bezirksvorstand waren delegiert: Bezirkssekretär Genosse Widmann und die Genossinnen Frau Steinhäuser und Frau Kürner-Offenbach. Außerdem aus den Agitationsbezirken die Sekretäre: Deh, Luß, Niegel, Wittig und Häuser. Eine Vertreterin des städtischen Fürsorgedienstes von Mainz war als Gast anwesend. Als weitere Gäste waren noch anwesend: Genosse Dr. Quard - Frankfurt a. M. und Staatspräsident Genosse Karl Ulrich - Darmstadt. Bezirkssekretär Genosse Widmann eröffnete die Konferenz und begrüßte die Erschienenen. Genossin Frau Müller - Darmstadt gab dann einen kurzen Ueberblick über die sozialistische Frauenbewegung in Darmstadt wie auch im Agitationsbezirk Darmstadt-Groß-Grau-Enbach. Sie schloß mit dem Wunsche, daß diese Konferenz dazu beitragen möge, die sozialistische Frauenbewegung in Hessen zu fördern. Vor Eintritt in die Tagesordnung brachte der Arbeiter-Gefangenenverein „Sängerkreis“ als Begrüßungslied den Chor: „Holde Eintracht“ zu Gehör. Sodann wurde der Genossin Frau Dr. Quard - Hammerschlag das Wort zum ersten Punkte der Tagesordnung: „Wohlfahrtspflege und Jugendwohlfahrt“ erteilt. All die vielen Zweige der Wohlfahrtspflege wurden von Genossin Quard, welche auf diesem Gebiete durch langjährige praktische Betätigung in Frankfurt a. M. eine reiche Fülle von Erfahrungen gesammelt hat, erörtert, um an Beispielen zu zeigen, wie die sozialistischen Frauen im Interesse der arbeitenden Klassen gerade hier ein großes und erfolgversprechendes Betätigungsfeld im Sinne und Geiste des Sozialismus finden können. Rednerin stellte sodann für die Wohlfahrtspflege Leitsätze auf und bat, sich dieselben zu eigen zu machen und in den örtlichen Organisationen für deren Durchführung zu sorgen. Auch gegen den Beschluß der Postbeamtinnen, welche die uneheliche Mutter als nicht gleichwertig betrachten, wandte sie sich scharf. Die vortrefflichen Ausführungen der Genossin Quard wurden mit großem Interesse entgegengenommen und mit reichem Beifall gelohnt.

In der Diskussion gab Genosse Widmann den organisatorischen Aufbau, wie der Bezirksvorstand ihn beschlossen hatte, bekannt. Es soll ein Zentralkomitee gebildet werden mit dem Sitz in Offenbach. Für Offenbach sind bereits die Genossinnen Frau Oberbürgermeister Granzien und Frau Steinhäuser in Vorschlag gebracht worden. Es sei nun zu empfehlen, daß aus den einzelnen Agitationsbezirken je eine Genossin dazu gewählt würde. Auch soll neben dem Vertreter des Bezirksvorstandes ein Vertreter der Arbeiterkamerader hinzukommen. Sodann soll ein geschäftsführender Ausschuss gebildet werden, wozu die einzelnen Berufsgruppen je einen Vertreter bestimmen. An die Ausführungen schloß sich eine lebhafteste Diskussion an, in der u. a. auch die Zusendung der „Gleichheit“ angeregt wurde. Sodann wurde noch die Notwendigkeit des Kampfes gegen die Geschlechtskrankheiten erörtert und eine im Sinne des Referats der Genossin Quard verlesene Resolution einstimmig angenommen.

Es folgte nunmehr ein zweites Referat über: „Die politische Betätigung der Frau im Volksstaat“, welches von der Genossin Reichstagsabgeordnete Frau Ekfriede Rhynd - Berlin erstattet wurde. Die Referentin verstand es, den Anwesenden all die Voraussetzungen und Notwendigkeiten dar-

zulegen, die die Proletarierfrau zur politischen Mitarbeit zwingen. Frau Rhynd betonte u. a. die Wichtigkeit der Kenntnis der Weimarer Verfassung, behandelte die Note des unehelichen Kindes und der unehelichen Mutter und die Abänderung der §§ 218—219 des Strafgesetzbuches. Des weiteren kam sie auf die Wohnungsnotlamität zu sprechen, berührte die Frage der Eternbeiräte und die gesamte Jugendbewegung überhaupt. Rednerin schloß mit dem Wunsche, das Gehörte hinauszutragen und neue Kräfte für die Partei zu gewinnen. Auch ihre Ausführungen wurden mit größtem Interesse und lebhaftem Beifall entgegengenommen. In der sich daran anschließenden Diskussion betonte Genosse Widmann (Bezirkssekretär) die Zweckmäßigkeit, in den Agitationsbezirken weibliche Vertrauenspersonen zu haben. — Zur Frage der Frauenzeitung, „Die Gleichheit“, ist er der Ansicht, daß, wenn diese in ihrem Umfange beschränkt und verbilligt würde, die Kosten vielleicht zum Teil von der Partei getragen werden könnten.

Die gesamte Diskussion bewegte sich in zustimmendem Sinne, dabei einzelne wichtige Punkte des Referats herausgreifend. Auch die Wichtigkeit der „Gleichheit“, des Kampforgans der Frauen, wurde in den Vordergrund gestellt, und diesbezügliche Wünsche wurden der Genossin Rhynd mit auf den Weg gegeben.

Diese interessant und harmonisch verlaufene Konferenz hat uns gezeigt, daß es angebracht und auch zweckmäßig ist, in allen denjenigen Fragen, die das Interesse der Frauen besonders betreffen, diese selbst urteilen und beraten zu lassen. Damit wird ohne Zweifel auch der Gesamtbewegung gedient. H. N i e g e l.

Bücherchau

„Das Weimar der arbeitenden Jugend. Niederschriften und Bilder vom ersten Reichsjugendtag der Arbeiterjugend.“ Das ist der Titel des „Weimarer Buches“ der Arbeiterjugend, das nunmehr vorliegt. Das Buch ist ein Werk von vielen, seine einzelnen Teile und Teilchen sind aber derartig geschickt zusammengelagert und innerlich verbunden, daß es wie aus einem Guß erscheint. Das Buch wird in der Arbeiterliteratur und in der gesamten bewussten Jugendliteratur eine besondere Stellung einnehmen und für alle Zeiten behalten. Es ist ein Manifest der arbeitenden Jugend, ein Zeugnis ihres geistigen Aufstiegs. Junge Arbeiter haben hier selbst geschrieben, gedichtet, wie sie die drei Weimarer Tage selbst gestaltet haben, die auch wie eine Dichtung waren. Die Jugend, die in dem Buche schreibt, meistert das Wort und bleibt doch sehr jugendlich. Die Ausstattung des Buches ist dem Inhalt gut angepaßt. Wunder schön fügen sich muntere Strichzeichnungen in den Text ein, geben ihm einen bestimmten Rhythmus. Das Buch ist in diesem Jahre das Geschenkbuch für die Arbeiterjugend zum Weihnachtsfest. Es ist zu beziehen vom Hauptvorstand des Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschlands, Berlin SW. 68, Lindenstr. 3 und durch alle Buchhandlungen. Preis 10 Mk. einschließlich Verpackung und Porto. Jugendvereine erhalten (Bestellung beim Hauptvorstand) Rabatt. —

Als Weihnachtsgeschenk eignet sich ferner auch der von der Buchhandlung Vorwärts herausgegebene „Vorwärts-Almanach“ für das Jahr 1921. Er ist mit einem Bild August Bekels auf der Titelseite geschmückt und bietet sich im großen und ganzen in einem schönen Gewande dar. Der Inhalt entspricht der äußeren Form. Gute Artikel aus der Feder unserer bekanntesten Parteigenossen wechseln mit Gedichten und Erzählungen ab. Er ist zum Preise von 4 Mk. in jeder Parteibuchhandlung erhältlich.

Ebenso sei bei dieser Gelegenheit auf den Arbeiter-Notizkalender 1921 hingewiesen, gleichfalls in der Buchhandlung Vorwärts erschienen. Er enthält außer dem Kalenderium alle notwendigen Parteiadressen, ein Verzeichnis der Parteipresse und Parteibuchhandlungen, der Gewerkschaftsadressen, Arbeiterssekretariate, Gewerkschaftshäuser in Deutschland usw. und ist somit für jeden Parteigenossen und -genossin unentbehrlich. Er kostet 3,50 Mk. und ist ebenfalls in allen Parteibuchhandlungen zu haben.

Das Titelbild der heutigen Nummer unseres Blattes stammt von der Hand Wilhelm Oesterles, dessen Arbeiten zurzeit in der Buchhandlung Vorwärts, Lindenstr. 3, ausgestellt sind.

Verantwortlich für die Redaktion Frau Clara Böhm. Druck: Vorwärts-Druckerei. Verlag Buchhandlung Vorwärts Paul Singer & Co. G. m. b. H. sämtlich in Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.